

Vetter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen [Schluss]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 5

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

Den 29. Januar

□ □ Die Richter. □ □

Don Gottfried Bohnenblust.

An meiner Leiche stand ich heute Nacht,
Gab auf den schwarzen Zug der Richter acht.

Sie naheten stumm der Bahre, nickten schwer,
Und jeder sagte kühl sein Sprüchlein her:

„Zu stark‘. ‚Zu schwach‘. ‚Zu heftig‘. ‚Viel zu mild‘.
‚Zu wenig derb‘. ‚Zu wahr‘. ‚Zu weich‘. ‚Zu wild‘.

Zulezt ein liches Kinderangeficht.
Woher! Wer magst du sein? ich kenn dich nicht.

„Ging es nach mir, ihr ließt ihn friedlich gehn.
Er hat mich einmal freundlich angefehnt“.

Detter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen.

Eine Verlobungsgeschichte von Lisa Wenger.

5

Diese beiden auserkorenen Mädchen luden die Schwestern zu einem Tee ein, nachdem sie vorher Jeremias einen zarten Wink gegeben, den er aber, enttäuscht und verschüchtert, wie er war, nicht recht verstehen wollte.

Es wurde dennoch ein gemüthliches Zusammensein. Anna Bienlein machte interessante Mittheilungen, das häusliche Leben betreffend. Sie kannte zum Beispiel eine besondere Art, die Wäsche rasch und gründlich, ohne Abnutzung zu behandeln, was Jeremias weniger als die Schwestern zu Geprächen anregte. Johanna Severtin spielte Tänze und Operettenmelodien, daß Kunigunde und Karoline im Takt zu stricken begannen, Jeremias seinen betäubten Mund verzog und das Gläzlein tätschelte, wie er es in guten Augenblicken im Brauch hatte.

Aber als die Schwestern nach dem Festchen den Better fragten, wie ihm denn die Mädchen gefallen und ob er nicht eine von ihnen zu seiner Frau machen wolle, schüttelte er den Kopf. Seine Mutter kenne das Verfahren mit der Wäsche schon lange, und ein Klavier habe er nicht, so daß Fräulein Johanna, wenn sie ihn heiratete, alles umsonst gelernt hätte.

Rahm- und Apfelfuchen hatten die Schwestern also auch umsonst aufgetischt. Sie wollten den Mut aber nicht sinken lassen, sondern weitere Schritte tun, da der Better doch extra herübergekommen sei, um sich eine Frau zu suchen. Nur in den allernächsten Tagen fehlte ihnen die Zeit, sich umzutun, denn sie hatten Wäsche, und zwei Tage

lang dampfte und zischte es um sie herum. Am dritten kam eine Plätterin ins Haus und nahm vom Eßzimmer Besitz. Sie plättete eifrig und mit heißen Wangen und fuhr hin und her mit ihrem Eisen auf der blütenweißen Wäsche. Die Schwestern konnten sich um Jeremias wenig kümmern. Er fing daher an, der Plätterin von Amerika zu erzählen, von seiner Mutter und seinen Brüdern und imponierte ihr gewaltig mit seinem „Sassaparilla“. Die mütterliche Farn stach der jungen Person, die wohlgebaut war und eine merkwürdig weiße Hautfarbe und ebenso merkwürdig blutrote Lippen hatte, sehr in die Augen. Sie wurde nicht fertig mit Ah! und Oh! und Fragen und Bewundern. Sie erzählte ihrerseits, daß sie von jeher eine Vorliebe für Amerika gehabt, daß sie jedes Frühjahr eine Blutreinigungskur durchmache und daß die kleinen Männer entschieden die bedeutenderen seien, wobei sie auf Napoleon verwies.

Nachmittags um vier Uhr hatte Jeremias dem Fräulein Nina so viele Flaschen Sassaparilla versprochen, daß sie für manches Jahr ausreichend versehen war. Um sechs Uhr abends sah Jeremias sie daraufhin an, ob die flinke, gediegene, brave und schelmische Person wohl seiner Mutter gefallen würde, und als es acht Uhr schlug und die Plätterin sich zum Gehen rüstete, ertappte sich Jeremias auf dem rebellischen Gedanken, daß er sie, auch ohne seiner Mutter Geschmaç zu befragen, gern ehelichen möchte.

Das Fräulein Nina hatte die Zeit nicht verloren und eine nicht unbeträchtliche Anzahl feuriger Blicke an den

kleinen Mann verschwendet. Die Farn und die dicke echte Uhrkette über seinem Magen begeisterten sie dazu. Sie beschloß, die Krage und die Manschetten, die sie zu Hause plätten sollte, zu vergessen, um Gelegenheit zu haben, wiederzukommen oder sich das Paket von Herrn Jeremias bringen zu lassen. Die Schlaue hatte richtig gerechnet.

Schon früh am Morgen erschien das Männchen unter ihrer Tür, tänzelte herein, übergab das Vergessene und fragte sogleich um die Erlaubnis, sich einen Augenblick setzen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Er saß auf einem hohen hölzernen Stuhl und ließ die Beine hängen, spielte auch verlegen mit seiner daumesdicken Uhrkette.

Das Fräulein Nina streifte ihre Ärmel zurück, suchte mit den weißen Armen vor Jeremias' ob solcher Pracht verblüfften Augen hin und her, spritzte die Wäsche ein, rollte sie, plättete sie, wechselte Eisen um Eisen und fand dennoch zwischen jeder Handtierung Zeit, anregende und verlockende Blicke auf den kleinen Mann zu werfen.

Jeremias saß und saß und bewunderte die Bilder seiner Phantasie, die ihm anmutige häusliche Szenen vorkaukelte, die alle die runde Plätterin mit den granatroten Lippen und den riesigen Haarschopf zum Mittelpunkt hatten. Plötzlich fuhr er auf und trippelte eilig nach Hause. Er fand die Schwestern mit ihrer Arbeit am Fenster und stellte sich mit einer ihnen ungewohnten und neuen Gebärde vor sie hin: „Ich bin nun entschlossen,“ sagte er männlich.

„Wozu?“ fragten die erstaunten Schwestern.

„Ich bin entschlossen, das Fräulein Nina Wild zu heiraten,“ sagte er und machte ein kampflustiges Gesicht. „Sie ist die richtige Frau für mich. Fleißig, tüchtig, brav, angenehm und hübsch, was mir ebenfalls bei einer Heirat als geboten erscheint, denn ich werde ja vermutlich dreißig bis vierzig Jahre mit ihr leben.“

Karoline und Kunigunde fanden vor Verblüffung kein armes Wörtlein, um dem Better zu antworten. Bis sie sich erholt hatten, ging Jeremias in der Stube hin und her, zwischen dem Ofen und dem Eßtisch. Er brauchte dazu nur noch drei Schritte, während ihm früher vier nicht zuviel gewesen waren.

Der gute Wille, zu hören, was die Schwestern einzuwenden hätten, verkroch sich eilig. Dafür schoß die Verliebtheit bei jedem Schritt, den er machte, mehr ins Kraut, so daß man förmlich hören konnte, wie sie knisternd wuchs. „Die — oder keine!“ sagte er plötzlich laut.

Da raffte sich Kunigunde auf: „Lieber und teurer Better,“ bat sie dringend, „laß dich nicht umgarnen. Das Fräulein ist wohl eine tüchtige Plätterin, aber — man sagt — man erzählt sich —“

„Was?“ schrie Jeremias mit einer Stimme, die Kunigunde durch Mark und Bein ging. „Man! Man! Wer ist Man?“ Da es das erste Mal in seinem Leben war, daß Jeremias diese Frage stellte, kam er sich unabhängig, groß und frei vor, daß er sie tat. „Man!“ grollte er noch.

Kunigunde, der das Wohl des Betters ernstlich am Herzen lag, hob ihre Warnungslampe noch einmal, um des Verblendeten Wahl zu beleuchten: „Jeremias, glauben Sie mir,“ drängte sie, „das ist keine Frau für Sie.“ Sie umschrieb das ärgerliche Wörtlein „man“ und sagte: „Es

wird gemunkelt, daß ihr Lebensweg nicht unantastbar sei. Es kann nachgewiesen werden —“

Sie mußte schweigen, denn das rabiate Männchen wurde dunkelrot und kleine Zornesperlen bildeten sich auf seiner Glaze. Er bezwang sich aber: „Ihr meint es gut,“ sagte er gemessen. „Doch ihr seid kurzfristig. Der kleine Gesichtskreis im kleinen Land ist begreiflich. Ich als Amerikaner habe doch wohl den weiteren Blick.“

„In Gottes Namen,“ sagte Karoline.

Jeremias machte eine schnelle Verbeugung und sagte mit einem Anflug zum Spott: „Ich werde mit eurer Erlaubnis nun hingehen und um das Fräulein Wild anfragen. Ich bitte, euch meine Braut später zuführen zu dürfen.“

Die beiden guten Seelen wünschten ihm alles Glück auf Erden, und erhobenen Hauptes, mit gespreizten Schritten, das Gesicht strahlend, begab sich der Freier hinüber zu seiner Plätterin.

Das Stotternde, Schwitzende, zappelnde Männchen wurde rasch erhört. Ein kurzes, blickartiges Lächeln, ein Atemzug der Befriedigung, ein Spottlicht in den braunen Augen, und das Fräulein Nina Wild bog sich zärtlich zu Jeremias hinunter, dem der Duft des ungewohnten Puders beinahe den Atem nahm.

Fünf Minuten später wußte der Glückliche durch seine Braut, daß sie noch nie geliebt und daß sie, solange sie denken könne, sich einen kleinen Amerikaner zum Manne gewünscht habe. Und wieder fünf Minuten nachher hatte Jeremias dem Fräulein Nina versprochen, in eine große Stadt zu ziehen, ihr ein weißes Brautkleid aus Atlas zu kaufen und sie nie zu irgend einer groben Arbeit anzuhalten, ja sie nicht einmal von ihr zu erwarten. Zum Schluß bestand Nina darauf, daß die Schwestern Tanzsphen, als die einzigen Verwandten des Bräutigams, der Braut den Myrtenkranz schenken sollten, was Jeremias ebenfalls mit fester Stimme zu befürworten und zu erreichen versprach.

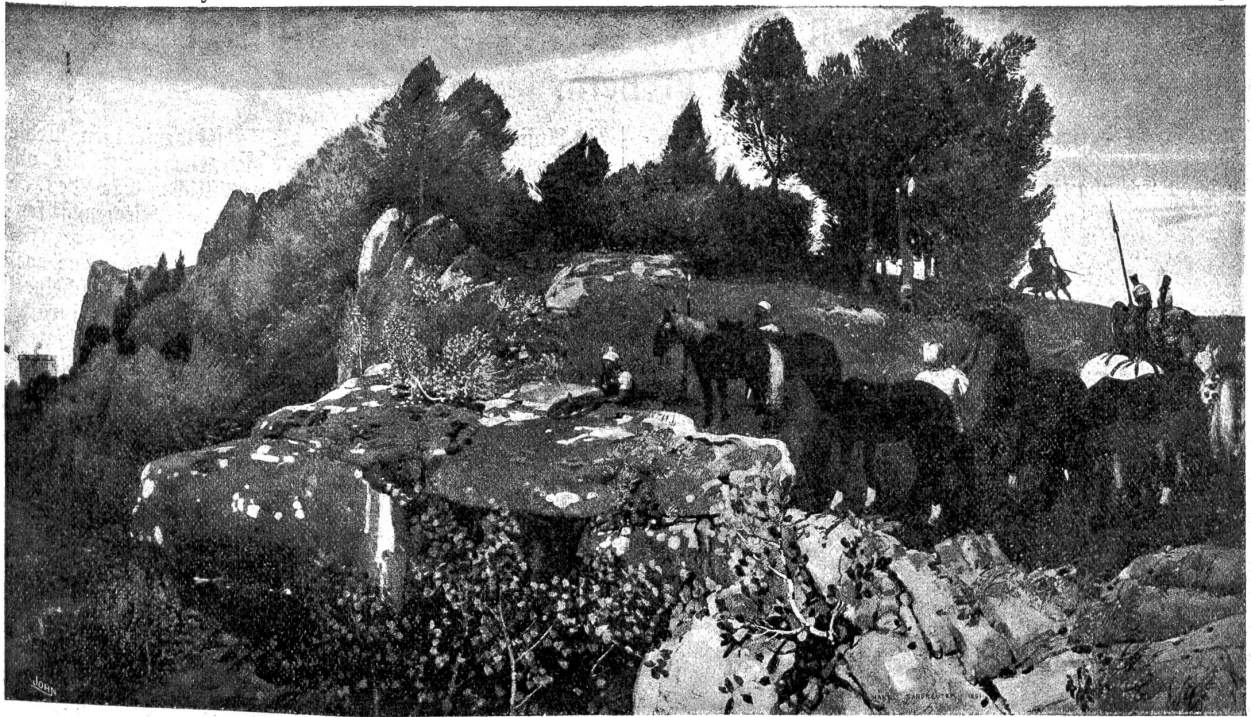
Am Nachmittag telegraphierte er an seine Mutter: „Die Braut ist gefunden. Bitte um deinen Segen. Jeremias.“

Er stand schon nach einer Stunde am Fenster, um den Depeschenträger mit der Antwort kommen zu sehen. Aber erst am nächsten Morgen traf sie ein. Kurz und bezeichnend für Jeremias Mutter: „Wie ist sie?“

Es wurde darauf von Jeremias die stolze Antwort gegeben: „Tüchtig. Fleißig. Geschickt. Sehr brav. Aus armer, aber angelehener Familie. Liebt mich innig. Bin glücklich. Jeremias.“

Die Familie des Mannes, der den Blutreinigungstrank erfunden, hielt es für unmöglich, daß ihr Sohn und Bruder ein so langes Telegramm je abgehandelt habe. Aber die Tatsachen sprachen. Der glückliche Bräutigam hielt am folgenden Morgen ein Blatt Papier in den Händen, das ihn zu Tränen brachte: „Gottes Segen über das liebe Kind. Deine Mutter, geb. Tanzsphen.“

Raum hatte sich Jeremias von dem mütterlichen Segenswunsch erholt, sprang er schon an seinen Koffer und packte. Als die Woche zu Ende war, stand er mit seinem Fräulein Nina im Zimmer der Schwestern und nahm Abschied von ihnen. „Tausendmal sollt ihr uns willkommen



Hans Sandreuter.

Römische Hochwacht.

Sandreuter ist der Dritte jener bedeutenden Basler Maler des 19. Jahrhunderts; ein Schüler Böcklins und ein Zeitgenosse Stüdelbergs. Unser Bild zeigt deutlich die Art des großen Lehrmeisters; die heroische Landschaft eines italienischen Gipfels, auf dem römische Soldaten Wache halten. Das Bild zeigt auch ganz die fatten, reinen Farben Böcklins. Sandreuters Bestreben ging aber weiter, als ewig ein Böcklinschüler zu bleiben; seine Bilder zeigen immer, wie der Maler bei aller Liebe zum großen Vorbild doch seine eigenen Wege sucht. Er ist aber mitten in der heißesten Arbeit, im feurigsten Pläneschmieden gestorben, und sein Werk blieb unvollendet. Er hatte den Auftrag erhalten, die Glasgemälde in der Kuppel des Bundeshauses in Bern zu malen; doch ist nur eines davon „Die Landwirtschaft“ vollendet worden.

lein, wenn ihr uns besuchen wollt,“ sagte er strahlend, hob sich auf den Fußspitzen und küßte erst Kunigunde und dann Karoline auf beide Wangen.

„Werdet glücklich!“ sagten beide miteinander und sahen zu Boden.

Sie schauten dem Paare nach, wie es über die Straße ging. Voran schritt das Fräulein Nina mit dem neuen

Hut voll schimmernder Federn. Hinter ihr trippelte glücklich und mit rotglänzendem Gesicht zu ihr aufsehend Jeremias. Er trug den Vogelfläßig und das Köfferchen. Karoline und Kunigunde seufzten. Darauf sahen sie untätig und still am Fenster, bis der Laternenanzünder das Licht der dritten Laterne an der Helvetiastraße zum Leuchten brachte. (Ende.)

Des Fiedlers Dank.

Don Adolf Frey.

Die Lindenblüte träufelt Schummerdüfte,
Die Hebe schüttet Kelche in die Lüfte,
Des Nachthauchs kühle Becher zu verführen.
Wir schlürfen sie an einer Linde Frühen,
Mein Weib und ich. Sie sinnt, an mich gelehnt:
Gramschwere Wochen, marterhaft gedehnt,
Lag ihr des Todes Sichel am Genick.
Doch heute lächelte ein Gnadenblick:
Der graue Wirtzer trat mürrisch zurück,
Aus vollen Schalen schenkt das alte Glück.
Mit Augen, noch von süßem Schreck erstarrt,
Saugt sie berauscht die holde Gegenwart.
Da quillt gedämpfter Geigenschall und trägt
Durch das Gestäub, das nicht ein Laub bewegt,
Erharend Heimweh und gestilltes Sehnen,
Aus übervollem Glück geborne Tränen,
Verwundnes Leid, durch stille Luft verflöhnt,
Verzbrechend Weh, mit Seligkeit gekrönt.
Doch keinen Spielmann seh ich, keine Saiten;
Aus Luft und nichts scheint die Musik zu gleiten.
Pöblich steht einer auf dem Gartenweg,
Gespensstich und verschattet aus dem Wonnem

Des schwärzlichblauen Firmaments geronnen,
Verwildert, abgeriffen, hager. Schräg
Auf seine schmale Geige vorgebogen,
Führt er mit abgezehrter Hand den Bogen.
Wer bist du, blaffer Fiedler? Darfst du sprechen?
Der Geigenlaut erlischt, die Schatten brechen,
Und wie ein Licht im ziehenden Wind zergeht,
Ist die Gestalt zerblasen und verweht.
Jetzt denkt mit eins mir, was ich lang vergaß.
Weiland, vor manchem langen Jahr geschah's.
Im engen Waldtal war's vor grüner Schenke.
Der Abend zückte auf die Tannenbänke.
Sielbergeschienter Heerbann stand zuhauf
Der schlankte Buchenwald am steilen Stauf.
Das Abendläuten rieselte im Laube,
Vom Dache gurte eine weiße Taube.
Ich saß behaglich, still, nach Stille lüftern;
Ich hörte eine liebe Stimme flüstern:
Ins Weite hielt ich Zwiegespräch an den Borden
Mit ihr, die übers Jahr die meine worden.
Da stapft' ein Bettelmusikant daher,
Die Hände zittrig und die Füße schwer,

Ein abgestürmter, brüchiger Geselle.
Der Wirt ergrimmt: „Pack dich auf der Stelle!“
Er hiesch: „Seid nicht so jäh! Ums Himmels-
[wollen —
Geld hab' ich nicht — gebt mir, den Durst zu
[stillen!
Sonst bin ich hin.“ Ich rief: „Bringt eine Flasche!
Ein gutes Jahr! Sie acht aus meiner Tasche.“
Der Alte nekte stöhnend sich den Schlund
Und wischte sich erfrischt den wellen Mund.
Dann zog er seinen Löcherwetterhut:
„Bei meiner Seele, Herr, der Wein ist gut!
Das war, denk ich, mein letztes rechtes Glas!
Es währt nicht lang, so überwächst mich Gras,
Und ledig bin ich meinen Durst und Jammer.
Darf ich da drüben einmal aus der Kammer
Der Ewigkeit, so spiel ich Euch zum Dank —
Verlaßt Euch heilig drauf! — für diesen Trant,
Steht Ihr in tiefem Leide oder Glück,
Daß Euch das Herz ergrünt, mein bestes Stück!“
Er strich waldein, vom Zwielichtlaub verschattet.
Heut ward des toten Fiedlers Dank erstattet.